

»Mein größtes Erlebnis war die Revolution in Portugal 1974«

Gespräch Mit John Green. Über sein Buch zur DDR, seine Arbeit als »verdeckter« Korrespondent für deren Fernsehen und die gründliche Wut britischer Arbeiter

Interview: Arnold Schölzel



Lissabon, 25. April 1974: Die Diktatur ist gestürzt
Foto: Reuters

John Green ist britischer Dokumentarfilmer, Journalist und Buchautor. Er wuchs in Coventry auf und studierte seit 1964 an der DDR-Filmhochschule. Von 1968 bis 1990 arbeitete er als »verdeckter« Korrespondent für das DDR-Fernsehen

Der Band »Stasi Hell or Worker's Paradise? Socialism in the German Democratic Republic – What can we learn from it? – Stasihölle oder Arbeiterparadies? Sozialismus in der DDR – Was können wir von ihm lernen?« verkauft sich in Großbritannien gut. Brunhild de la Motte und Sie haben ihn 2009 verfaßt. Wie kam es zu dem Buch?

Wie überall und erst recht in England war die DDR der »Stasi-Staat«, vor allem durch den Film »Das Leben der Anderen«. Der spielte eine große Rolle, wurde überall hoch gelobt, viele Menschen haben ihn gesehen und dazu jede Menge Fragen gehabt.

Als der Film 2006 herauskam, war die DDR schon über 15 Jahre weg. Dennoch hatte er eine solche Wirkung?

Ja, aber das Buch haben wir geschrieben, weil der 20. Jahrestag der Maueröffnung bevorstand. Dazu war sehr viel in den britischen Zeitungen zu lesen, die BBC kam nach Berlin, um Interviews zu führen usw. Aber alles war auf den »Stasi-Staat« reduziert. Wir haben gedacht, es wäre nützlich zu zeigen, daß es eine andere DDR gab– nicht nur aus meiner eigenen Erfahrung, sondern auch aus der meiner Frau, die in der DDR geboren, aufgewachsen ist und gearbeitet hat. Wir haben zusammen dieses Buch geschrieben, einfach, um zu sehen, was hier war. Welche Schwächen, welche Errungenschaften gab es, wie haben die Leute gelebt? Wie wollten ein anderes Bild gegen dieses herkömmliche der Medien setzen. Der Band hat großes Interesse gefunden, es ist eine Art Bestseller bei den Sachbüchern und wird z.B. über Amazon ständig bestellt.

Worüber müssen aus Ihrer Sicht britische Leser informiert werden, wenn es um die DDR geht?

Sehr wichtig war für mich die Frage der sozialen Sicherheit, die es in der DDR gab. Die wird ignoriert, oft sogar geleugnet. Es geht um die Tatsache, daß man lebenslang Arbeit hatte, wenn man arbeiten wollte, eine Wohnung und medizinische Versorgung.

Das ist für viele Leute nicht selbstverständlich, erst recht heute in der Finanzkrise nicht. Ich denke, daß es sehr wichtig ist zu wissen, daß so etwas möglich ist, daß ein Land mit einer anderen Gesellschaftsform, die diese grundsätzlichen Dinge garantiert, funktionieren kann. Das haben wir versucht, in dem Buch darzustellen: Es war möglich trotz der widrigen Umstände, trotz Boykott und Mangel an Rohstoffen wie in der DDR. Wir wollten sie nicht als Paradies beschreiben, das wäre idiotisch. Wir wissen, daß es Fehler gab, auch in der Führung. Uns ging es einfach darum, daß dennoch sehr viel Positives existierte.

Was kann ein britischer Leser heute von der DDR »lernen«, wie es im Untertitel heißt?

Das sind nach meiner Meinung zwei Dinge. Zum einen, wie gesagt, daß eine Gesellschaft möglich ist, in der bestimmte Basisrechte garantiert sind, wie das auf Arbeit oder Bildung. Zweitens: Das läßt sich ohne wirkliche Demokratie nicht machen. Wir wissen, daß es in der DDR Demokratie auf vielen Ebenen gab, aber sie war eingeschränkt. Entscheidend finde ich, daß man den Staat anders machen kann, daß man gemeinsames Besitztum haben und ein soziales Bewußtsein aufbauen kann. Denn das hat mich in der DDR stets am meisten beeindruckt: Hier wurde alles gesellschaftlich gesehen – die Wohnung, die Pflege der Grünanlagen, die Kindergärten, selbst das Recycling mit Hilfe der Kinder oder die Hilfe für ältere Menschen. Das gab es bei uns in Großbritannien nicht.

Dieses gesellschaftliche Denken gilt als veraltet. Die Begründung lautet, heute seien die Arbeits- und Lebensverhältnisse zu unterschiedlich und die Individualisierung schreite unaufhörlich voran. Also vergangene Zeiten?

Ich finde das nicht. Es ist schwieriger heute, weil die Produktion sehr automatisiert ist, viele arbeiten zu Hause oder in Büros, getrennt von anderen. Aber ohne gesellschaftliches Bewußtsein funktioniert die Gesellschaft nicht. Ich finde es daher genauso wichtig wie früher. Es muß immer ein Gleichgewicht gefunden werden. Die Menschen haben auch in der DDR an sich gedacht, aber nicht nur an sich. Das ist der Unterschied, und es ist sehr wichtig, daß alle Menschen vorankommen.

Eine Übereinstimmung von gesellschaftlichen und individuellen Interessen? Heute wird absolut bestritten, daß so etwas in der DDR existierte.

Ja, die DDR wird so beschrieben, als ob es eine totale Uniformierung gegeben hätte. Das ist absurd. Es gibt aus meiner Sicht einen Unterschied zwischen Uniformierung oder Unterdrückung der Individuen auf der einen und dem gesellschaftlichen Denken auf der anderen Seite. Es ist möglich, daß man beides hat – Individualität und Gesellschaftlichkeit. Es ist sehr wichtig, daß man das betont. Redet man mit Leuten, die eine positive Haltung zur DDR haben, oder liest Bücher von Zeitzeugen, heben sie das hervor. Sie sprechen über tolle Gemeinschaften an ihren Arbeitsstellen, über gemeinsame Ausflüge und Feiern usw. Sie sagen oft, daß ihnen das jetzt fehlt, sprechen von einer Ellbogengesellschaft. Sie stellen das fest, unabhängig davon, wie sie politisch denken, ob sie CDU, SPD oder Linke wählen. Dieser Aspekt war sehr wichtig. Das einfach abzutun mit der Bemerkung, das sei alles für die Partei gewesen, ist falsch.

Sie kamen Anfang 1964 aus einer völlig anderen Gesellschaft in die DDR. Wie waren die ersten Eindrücke?

Materiell gesehen gab es sehr viel Mangel, besonders bei Konsumgütern, aber kulturell war es eine phantastische Zeit. Ich komme aus einer Arbeiterfamilie, war nie in der Oper, kaum im Theater gewesen. Was ich besonders hier in Berlin erlebte, z.B. die Brechtstücke, das war ein einziges Augenöffnen. Es war eine Art Befreiung von einer Gesellschaft, in der Geld alles beherrscht. Behauptet wurde aber, alles hier sei grau.

Die These hält sich bis heute.

Ich mache alle Leute, die »Das Leben der Anderen« gesehen haben, darauf aufmerksam, daß es im ganzen Film kaum eine Aufnahme bei Tageslicht gibt, erst recht nicht bei Sonnenschein, alles findet im Dunkeln statt. Das ist den meisten Zuschauern kaum bewußt. Der Film ist gut gemacht, aber eine große Lüge.

Klar, in der DDR gab es keine Sonnenaufgänge. Wie sind Sie da hineingeraten?

Ich mußte die Genehmigung der Kommunistischen Partei Großbritanniens haben. Bis dahin war ich der einzige Engländer, der in der DDR studierte. Ich wollte Filme machen, Dokumentarfilme über Arbeiterkämpfe, Frauenbewegung, soziale Fragen überhaupt drehen. Da ich in der Schule etwas Deutsch gelernt hatte, wandten wir – meine Familie und ich – uns an Irene Gysi, die damals im DDR-Kulturministerium arbeitete und in England zu tun hatte, und fragten sie, ob eine Ausbildung in der DDR möglich wäre. Sie hat das vermittelt, und so habe ich vier Jahre an der Filmhochschule in Babelsberg studiert. Danach habe ich 20 Jahre für das DDR-Fernsehen gearbeitet.

Wir hatten eine sehr gute, gründliche Ausbildung, darunter Unterricht in Marxismus, der sehr nützlich war, und in Ästhetik, ein Fach, das in England damals nicht existierte. Die Möglichkeiten, die wir hatten, der Zugang zu Technik, die Chancen, Stoffe zu entwickeln, waren ausgezeichnet. Wir besuchten jedes Jahr das Dokumentarfilmfestival in Leipzig, wo ich bekannte Dokumentaristen aus England, aus Kuba und vielen anderen Ländern kennenlernte. Ihre Filme haben uns mehr gebildet als alle Theorien. Es war eine phantastische Zeit.

2008 erschien Ihre Autobiographie »Red Reporter. Covert Correspondent for East Germany«. Warum nennen Sie sich »verdeckter Korrespondent«?

Das ist ein bißchen übertrieben, aber mein Team mußte anonym arbeiten. Unsere Namen erschienen im DDR-Fernsehen nie auf dem Bildschirm. Das war in den Jahren bis zur allgemeinen diplomatischen Anerkennung der DDR, für die wir übrigens eine Art Kampagne führten, besonders wichtig. Zunächst arbeiteten wir für die »Aktuelle Kamera«, die Nachrichtensendung, interviewten z.B. fortschrittliche Leute, die die DDR-Anerkennung unterstützen. Später begannen wir, längere Dokumentarfilme und Reportagen zu drehen. Wir waren in Ländern wie Südafrika oder den USA, wo wir als offizielle DDR-Korrespondenten keine Dreherlaubnis erhalten hätten. Mir machte es nichts aus, anonym zu arbeiten, denn es erleichterte zum Teil unsere Arbeit. Wir erklärten einfach, daß wir freie Filmemacher sind.

Sie waren in Griechenland am Ende der Militärdiktatur?

Das war ganz am Anfang. Ich wurde als »Aktuelle Kamera«-Korrespondent in London angestellt und berichtete zunächst nur aus England. Der Auftrag für Griechenland war der erste für ein anderes westliches Land. Es entstand ein kurzer Beitrag für das außenpolitische Magazin »Objektiv«. Das war ein Test, ob wir unter solchen Verhältnissen filmen und das Gedrehte aus dem Land bringen können. Wir waren dann zufällig im August 1974 dort, als Günter Wallraff aus dem Gefängnis in Athen entlassen wurde. Er hatte sich im Mai des Jahres auf dem Syntagmaplatz aus Protest gegen die Diktatur angekettet und war verhaftet worden. Es war ein unglaublicher Moment, als wir ihn filmten.

Diese Tätigkeit für das DDR-Fernsehen dauerte bis 1989. Sind dabei auch längere Filme entstanden?

Es gab größere Reportagen von 30 oder 45 Minuten. Wir haben z.B. viel für die Reihe »Alltag im Westen« von Sabine Katins gemacht.

Aber ohne den Namen John Green?



John Green

Ohne Namen. Er tauchte kurz nach 1989 ein einziges Mal auf, das war das Jahr, in dem das DDR-Fernsehen noch funktionierte – eine ganz tolle Zeit.

Welche Aufträge sind Ihnen besonders im Gedächtnis geblieben?

Mein größtes Erlebnis war die Revolution in Portugal 1974. Ich war Ende April, also wenige Tage nach dem Sturz der faschistischen Diktatur, dort. Von London aus war das einfacher als von der DDR aus. In Lissabon war es so, wie ich mir die Oktoberrevolution von 1917 vorstelle: Die Massen auf der Straße, Umarmungen mit Soldaten, die politischen Gefangenen frei. Die Emotionen der Menschen waren überwältigend. Wir waren z.B. im Hauptquartier der Geheimpolizei PIDE, klauten dort sogar die Karteikarte von Álvaro Cunhal, dem Vorsitzenden der Kommunistischen Partei, und übergaben sie ihm später. Hingefahren sind wir zusammen mit einem BBC-Korrespondenten, einem Portugiesen, der dort seine eigene Karteikarte gefunden hat. Über ein Jahr waren wir im Land, erlebten die Enteignung der Großgrundbesitzer im Alentejo, die Putschversuche, die Regierungswechsel.

Gab es schwierige Situationen?

Wir waren in Südafrika noch unter der Apartheid. Der ANC kämpfte auf großartige Weise, und es war kompliziert zu arbeiten. Ein Freund, der uns in Namibia geholfen hatte, wurde nach unserer Abreise verhaftet und zum Tode verurteilt. Gott sei Dank wurde das Urteil nicht vollstreckt und er kam frei, studierte später in der DDR und hat in Namibia heute eine hohe Funktion. In Südafrika war sehr vieles, was wir machten, illegal, und einmal gab es eine tragikomische Begegnung: Unser Freund wollte uns in der Wüste von Namibia SWAPO-Leute vorstellen. Wir blieben jedoch mit dem Auto im Sand stecken. Da kam ein Mensch angefahren, der uns helfen konnte, aber von der südafrikanischen Staatspolizei war. Der war zunächst sehr mißtrauisch, aber ich habe so getan, als ob ich ein deutscher Pfarrer bin, und er hat uns aus dem Sand gezogen.

Wenn solche Beiträge im DDR-Fernsehen liefen, mußten Sie jedenfalls weit weg sein.

Ja, ich mußte meinen Namen ändern. Die Südafrikaner hatten schon bei mir in London angerufen und wollten wissen, wer ich bin, für wen ich arbeite.

Welche Personen, denen Sie begegnet sind, waren für Sie wichtig?

Um auf Portugal zurückzukommen: Alvaro Cunhal hat uns sehr beeindruckt. Er hatte eine unwahrscheinliche Disziplin und unglaubliches Durchhaltevermögen. Das gleiche gilt für António Dias Lourenco, dem Chefredakteur der kommunistischen Zeitung *Avanté*. Er verbrachte 17 Jahre im Gefängnis. Aber auch die einfachen Bauern im Süden Portugals machten auf uns großen Eindruck: Wenn wir uns mit ihnen unterhielten, waren wir erstaunt, welche klaren Vorstellungen sie hatten, wie die Gesellschaft funktioniert, was gemacht werden muß. Das war nicht einfach spontan, sie wußten, wohin es gehen sollte, und mußten nicht von einer Partei geführt werden.

Große Erlebnisse waren aber auch die Filmaufnahmen in den USA mit Ben Chavis und mit Angela Davis. In El Salvador hatten wir das Glück, Erzbischof Óscar Romero zu interviewen, der 1980 in San Salvador ermordet wurde. Wir haben auch den Politiker gefilmt, der ihn wahrscheinlich umbringen ließ – ein ekelhafter Typ. Seine Partei sang bei jeder Kundgebung eine Hymne auf den Tod der Kommunisten. Und wir trafen damals auch Schafik Jorge Handal, den Generalsekretär der KP von El Salvador, in der Guerilla. Er gab uns ein tolles Interview.

Devisen waren in der DDR immer ein Problem, wie wurde das alles finanziert?

Das ging ganz gut. Wir arbeiteten nur in kleinen Teams, meist zu zweit, und nahmen keine teuren Hotels. Wir versuchten zu sparen.

Wie haben Sie die Endphase der DDR erlebt?

Am 9. November 1989 war ich in Berlin, um mit den Kollegen vom Fernsehen darüber zu diskutieren, was wir im folgenden Jahr machen wollten. Wir saßen im Büro und sahen zur Mauer hin. Es war ein komisches Gefühl, denn ich wußte damals, daß es jetzt zu Ende ist. In den Jahren davor war ich desillusioniert worden. Die Medien und die Informationspolitik der DDR hatten sich verengt, so daß auch wir sehr frustriert waren.

Kann man sagen, daß der antiimperialistische Akzent in den DDR-Medien, die Solidarität, etwas verschwand?

Das war so. Die Leute in der DDR, denke ich, begriffen unsere Beiträge als Alibi für die Führung: »Schaut, bei uns habt ihr es gut, im Westen ist alles schlecht«. Es war schwarz-weiß. Dann kam die kurze, aber phantastische Zeit, in der das DDR-Fernsehen noch existierte, die Journalisten engagiert waren und den Sozialismus wollten, aber nicht als Bericht an die Partei. Deswegen wurde das von der Bundesrepublik schnell kaputtgemacht. Bevor es soweit war, bin ich ausgestiegen. Weil ich nicht einfach Werbefilme fabrizieren wollte, wechselte ich vom Bild zum Wort und machte zwölf Jahre lang für die britische Gewerkschaft UNISON Öffentlichkeitsarbeit.

Das war noch die Zeit von Premierministerin Margaret Thatcher. Von ihr und ihren Nachfolgern sind die britischen Gewerkschaften sehr geschwächt worden.

Das ist wahr, die gesetzlichen Vorschriften für Gewerkschaften in England sind mit die strengsten in Europa. Es ist sehr schwierig für sie zu bestimmen, was sie machen dürfen oder welche Aktionen erlaubt sind. Die Unternehmen können praktisch gegen alles klagen, eine Ungenauigkeit bei einer Streikurabstimmung reicht. Derzeit haben wir zwar linke Gewerkschaftsführer, aber die Bewegung selbst ist geschwächt.

Wie kommen Linke an die Spitze?

Das ist etwas kompliziert, aber vor allem, glaube ich, war Thatcher in der gesamten Arbeiterschaft verhaßt. Hinzu kommt, daß der Antikommunismus in den letzten Jahren keine Kraft mehr hatte und der Druck nachließ. Die Linken konnten kandidieren, ohne von der Presse abgeschossen zu werden und kamen durch. Außerdem wußten die Arbeiter, daß sie ohne linke Führung zu nichts kommen werden.

Welche Rolle spielen die Folgen der Finanz- und Wirtschaftskrise?

Wir haben bisher nur den Anfang gesehen. Jetzt kommen die von der neuen Regierung angekündigten Kürzungen im öffentlichen Dienst, aber auch in den meisten Privatunternehmen fürchten die Menschen um ihre Arbeitsstellen. Die Mehrwertsteuer wurde drastisch erhöht, das Gesundheitswesen wird auf den Kopf gestellt. Ich meine, diese Regierung hat es mit dem Versuch, auf allen Ebenen zu privatisieren, geschafft, jede Gesellschaftsschicht, jede Berufsgruppe gegen sich aufzubringen.

Wie erklären Sie sich, daß die meisten Menschen das fast apathisch hinnehmen?

Das wird nicht so bleiben. Ihr Satz stimmt für die Vergangenheit, aber sehen Sie, was in Ägypten und Tunesien passiert ist– niemand hätte das voraussagen können. Seit 1968 haben wir nur gehört, daß die Studenten faul und apolitisch sind, aber in England sind sie in Massen auf die Straßen gegangen. Alle waren überrascht, es stand keine Partei dahinter. Die Studenten waren darüber empört, daß ihnen ihre Zukunft, ihr Studium geraubt wird. Wir werden in London am 26. März eine Großdemonstration der Gewerkschaften haben. Sie erwarten über eine Million Teilnehmer, mehr als bei den Protesten gegen den Irak-Krieg 2003. Ich weiß, daß Demonstrationen noch keinen Wechsel bedeuten, aber die Stimmung im Volk ändert sich. Ich merke das beim Verteilen von Flugblättern auf der Straße.

Wir haben in Europa jetzt 20 Jahre Kapitalismus ohne sozialistische Länder. Wie geht es weiter?

Es ist klarer denn je, daß sich der Kapitalismus nicht retten kann, daß er keine Zukunft hat. Deswegen werden sozialistische Ideen neue Geltung erhalten – das findet teilweise bereits statt, auch in den anderen Ländern. Unter den Intellektuellen und Arbeitern ist das Interesse an einer anderen Gesellschaft geweckt. Und vor allem: Die Engländer sind immer etwas langsam, es dauert, bis sie wütend werden. Wenn sie aber Wut haben, dann gründlich.